Ph.pr.
1252
c

Ph. pr. 1252 c

<36612453180012

<36612453180012

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Pr.
12525

Ph. pr.
1252 c
Wagner

# Ueber Fichte's Nikolai

oder

## Grundsätze des Schriftsteller-Rechts

von

Johann Jakob Wagner,
Doktor der Philosophie.

R

Bayerische Staatsbibliothek München

Nürnberg 1801.
in der Riegel- und Wießnerschen Buchhandlung.

Ph. pr. 1252 c

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B63

Meinem Freunde

Johann Arnold Kanne

gewidmet.

<36611261730010

<36611261730010

Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Laß mich Dir, Freund! diese Diatribe, oder piеçe fugitive dediciren. Du bist kein Fürst, und brauchst mir also weder eine goldene Dose, noch ein allergnädigstes Kabinetsschreiben dafür zuzusenden; auch dürfte ich mit meiner Dedikation zu keinem Fürsten kommen, da ihr Sinn rein egoistisch ist. Ich möchte nämlich das Wort, das ich hier ins Publikum rede, wieder zu mir selbst zurückkehren lassen, und dazu ist nun kein Mittel, als es mir selbst oder Dir zu dediciren. Das erstere ist nicht rathsam, weil sonst das Publikum gleich an dieser dramatischen Aufführung des sich selbst reflektirenden Ichs ein Aergerniß nähme, und das, was nach der Dedikation

folgt, ungelesen ließe; das zweite aber, nämlich die Dedikation an Dich, der Du mir so nahe bist, daß ich selbst für empfangen halte, was an Dich abgegeben wird, hat nur das gegen sich, daß ich Dich gleichsam zur Refraktionsmauer meines Schalles mache, und also als Mittel gebrauche. Nach den Kantianern ist dies eine Aufhebung Deiner Persönlichkeit, und Du must, wenn Du diese wieder retten willst, das Gleichgewicht durch das einzig mögliche Mittel wieder herstellen, indem Du nämlich meine Persönlichkeit in einer baldigen Dedikation ebenfalls aufhebst.

# Vorbericht.

Ich habe hier eine Sache zur Sprache gebracht, über die man oft genug deklamirt und gejammert, so viel ich aber weiß, wenig Bestimmtes gesagt hat, nämlich die Gesetze des Umgangs der Schriftsteller vor dem Publikum. Man vermißt hier eine gewisse Politesse, die man Humanität nennt, und hat diesen Mangel besonders häufig an Fichte, und neuerdings wieder an seiner Schrift über Nikolai getadelt. Man droht sogar mit moralischer Indignation, und spricht von Entmenschung. Ich halte zwar Fichte's Wissenschaftslehre für evidente Wahr-

heit, und ehre in seiner Person einen trefflichen Menschen, allein ich ergrif doch hier die Feder nicht um seinetwillen, weil er keiner Vertheidigung bedarf, die nicht seine Schriften schon enthielten; ich schrieb, um bestimmte Begriffe von dem Verhåltnisse der Schriftstelltr zueinander überhaupt zu verbreiten, da man mir hierüber gar nicht im Klaren zu seyn scheint.

Was die Fichtesche Schrift über Nikolai betrift, so bin ich für meine Person nicht nur überzeugt, daß hier Herrn Nikolai ganz Recht geschehen sey, sondern ich finde auch an dem ganzen Unternehmen, einen Schriftsteller auf diese Art zu prostituiren, gar nichts Tadelnswürdiges, da sie den Menschen ganz unberührt låßt, und blos den Schriftsteller trift. Ich selbst schrieb einst an einer Satyre auf die philosophische Litteratur, und Fichte schlug mir damals schon Nikolai als Sujet vor; ich fand aber dieses Sujet zu unbedeutend, und kannte

den Mann noch nicht so genau; ich ergrif also den Gegenstand nicht, und nachher wurde die ganze Schrift von mir selbst vernichtet, ehe sie noch vollendet war. Es hätte demnach gar wohl geschehen können, daß ich selbst so etwas über Nikolai geschrieben hätte, wenn mir damals der Gedanke interessant vorgekommen wäre. Seitdem aber habe ich nichts Satyrisches geschrieben, und so blieb auch Herr Nikolai von mir bis heute unberührt.

Daß Herr Nikolai die Ehre hat, die ersten Köpfe seines Zeitalters gelästert und geschmäht zu haben, macht ihn noch nicht zum würdigen Sujet einer Satyre; dazu erhob er sich erst durch die wunderbare Consequenz seiner wissenschaftlichen Unfähigkeit. Er hat kürzlich noch Diplome von einer Fakultät und von einer Akademie erhalten, woraus erhellt, daß er noch sehr viele Freunde hat, was unbegreiflich scheint, wenn man auch nur den 11ten Band seiner Reisebeschreibung gelesen hat;

und so wäre es leicht möglich, daß ich mir durch diese Schrift im Urtheile sehr vieler Gelehrten schadete. Allein die Furcht, verkannt zu werden, kann mich nicht abhalten, Wahrheiten zu sagen, die, wie ich glaube, das Publikum wirklich bedarf, um seine ersten Männer nicht länger mißhandeln zu lassen. Ich hätte anonym bleiben können, allein ich halte es für Pflicht des Schriftstellers, der andre Namen nennt, auch den seinigen nicht zu verbergen.

Nürnberg, den 30. August
1801.

Johann Jakob Wagner,
Doktor der Philosophie.

Wie ehmals bey Erscheinung der Xenien, so erhebt sich jezt nach Erscheinung der Fichteschen Schrift über Nikolai eine Deklamation gegen die Moralität der komischen Ausstellung eines Individuums vor dem Publikum, oder gegen die Personalsatyre. Dieses Geschrey erhebt sich um so dreister, als es einen Schein von Humanität für sich hat, der die Schwachen blendet, und zur Sympathie stimmt, so daß die Schreyer sicher sind, bald durch einen ansehnlichen Chorus die Stimme der wenigen Gegner unhörbar zu machen. Sie affektiren eine edle Indignation über solche Schritte, und ein Mitarbeiter an den Leipziger Jahrbüchern der Litteratur *) in-

*) Dieses erst beginnende Journal zeichnet sich zwar eben nicht durch Urtheile, aber durch schnelle, vollständige, und ziemlich treue Relation der litterarischen Tagesgeschichte aus, daher ich es vorzüglich schätze, indem ich Urtheile in litt. Blättern nur für zufällig halte.

sinuirt sogar dem Publikum, daß Fichte sein Sujet, den Buchhändler Friedrich Nikolai in Berlin, unmenschlich entmenscht habe. Der Rec. ruft nun den Abscheu eines jeden gegen eine solche Handlung auf, und tritt ab, mit dem schmeichelnden Bewußtseyn, die verlezte Humanität an Fichte gerächt zu haben.

Das ähnliche Benehmen, das man ehmals bei Gelegenheit der Xenien beobachtete, erregte schon im hohen Grade meinen Unwillen, und die jetzige Erneurung dieser Farce veranlaßt mich, jenem Betragen die Maske der Humanität abzureißen, und es in seiner Blöße darzustellen. Es soll in seiner wahren Gestalt, als Mitleiden aller Schwachen im Publikum, mit einem einzigen aus ihrer Mitte, dem sein Recht zuerkannt worden ist, erscheinen. Ueberzeugt aber, daß ich durch meine Erklärung über diesen einzelnen Fall keine Grundsätze für alle Fälle dieser Art aufstellen könnte, ohne erst selbst einen allgemeinen Gesichtspunkt für die Beurtheilung der Verhältnisse des Schriftstellers überhaupt gegeben zu haben; überzeugt ferner, daß auch die schönste Deklamation keine sichere Einsicht bey andern hervorbringt, will ich hier wissenschaftlich die Grundsätze aufstellen, nach denen die Redlichkeit eines solchen Verfahrens, wie Fichte gegen Ni-

kolai beliebt hat, zu beurtheilen ist. Dabey erkläre ich aber, daß ich auf keine mir systemlos entgegengestellte Einwendung, sondern blos auf eine ebenfalls wissenschaftliche Widerlegung meiner hier aufgestellten Grundsätze Rücksicht nehmen werde. Ich halte diese Erklärung für sehr nöthig, weil es die Manier des Publikums ist, irgend einem Zusammenhange von Sätzen, dem sie nicht beyfallen können oder wollen, einen andern widersprechenden, gleichviel woher aufgegriffenen, Satz entgegen zu werfen, mit der unbescheidenen Forderung, daß man sich mit dessen Widerlegung befassen solle, da doch jener Zusammenhang von Wahrheiten, falls er nur ein Zusammenhang ist, und unter einem richtigen Princip steht, alles entgegengesetzte durch sich selbst widerlegt. So bemüht ein Kind den treflichen Meister mit Fragen: "Du kannst wohl auch einen Hund, einen Vogel mahlen?" u. s. w. denn das Kind ist unfähig zu prüfen, ob er überhaupt mahlen könne. Daß das Publikum dieses Kind selbst ist, hat es gegen Kant und Fichte millionenmal bewiesen.

Ich werde nun hier aus unbestrittenen Grundsätzen die Entscheidung der Frage:

"Ob und in wie weit die persön-
"liche Ausstellung eines andern In-

"dividuums vor dem Publikum er-
"laubt sey?"

ableiten. Daß die Xenien, in denen so viele Schriftsteller individuell genug bezeichnet sind, den Begriff der persönlichen Ausstellung eines andern mit der Fichte'schen Schrift über Nikolai gemein haben, setze ich voraus. Ob und wie weit die Form dieser Ausstellung auf ihre rechtliche Zuläßigkeit Einfluß habe, wird sich unten zeigen. Hier nur noch die Bemerkung, daß ich Fichte's Schrift weder als Angriff noch als Vertheidigung, also nicht als gegen Nikolai gerichtet, sondern als ein von Nikolais Angriffen auf Fichte völlig unabhängiges Spiel Fichte's mit der Idee eines Nikolaischen Charakters betrachte, so wie die Xenien poetische Spiele ähnlicher Art sind. Fichte's Spiel fehlt freylich die Poesie, allein sein Produkt hat durch sein philosophisches Talent eine Art von innerer Organisation und Ganzheit erhalten, die fast an Poesie erinnert, und mit dem von einer fremden Feder herrührenden Schlusse voll armseliger Ironie angenehm absticht. — Der Kürze wegen erlaube man mir für jede öffentliche, namentliche Ausstellung eines Charakters, die ihn ins Komische hinüberspielt, mich des Ausdrucks Personalsatyre zu bedienen.

Die Personalsatyre ist zuerst eine Handlung eines Schriftstellers vor dem Publikum, und ihr Hauptcharakter ist daher ein schriftstellerischer. Ihre Zuläßigkeit (denn von ihrem aesthetischen Charakter ist hier nie die Rede) oder Verwerflichkeit muß daher aus Grundsätzen über das, was in der Schriftstellerwelt Rechtens ist, bestimmt werden. Nun haben wir zwar weder einen Codex des schriftstellerischen Privatrechts, noch auch bis jezt irgend eine Anwendung der Sitten- oder Rechtslehre auf die Verhältnisse der Schriftsteller gegeneinander und gegen das Publikum; allein wir haben doch eine Rechtslehre überhaupt, und auch einen Begriff des Schriftstellerwesens, und aus beiden müssen sich jene rechtlichen Bestimmungen ableiten lassen. Wir suchen daher zuförderst einen Begriff vom Schriftsteller, und zeigen dann, was aus diesem allein für das gegenseitige Verhältniß einzelner Schriftsteller folge, und wie weit sich die Begriffe von Recht und Pflicht auf dieses Verhältniß anwenden lassen.

Schriftstellerey (abgesehen von der niedrigern Bedeutung dieses Wortes) hat offenbar mit der Conversation das gemein, daß sie eine Mittheilung der Gedanken durch Worte ist. Im Worte erscheint der Gedanke dem Geiste,

und die Sprache ist darum nicht blos als Mittel der gegenseitigen Mittheilung, sondern zu allererst als die nothwendige Bedingung der Selbstanschauung seiner intellektuellen Thätigkeit zu betrachten. Wer sich nicht ausdrücken kann, denkt auch noch nicht, sondern strebt blos zu denken, und wir denken nie anders, als durch hörbare Worte, welche die Einbildungskraft für unser geistiges Ohr bildet. Die Sprache durch Schrift ist eine abgeleitete, ein Schatten der natürlichen Tonsprache, die sich zu dieser genau so verhält, wie das Papiergeld eines Staats zum Metallgelde.

Diese Schriftsprache aber, die eine Fixirung der Tonsprache für das Auge ist, und die erst im Lesen wieder in Tonsprache übersetzt werden muß, ist das Vehikel der Mittheilung in der Schriftstellerwelt, indeß die lebendige Tonsprache der Conversation bleibt. Nun läßt sich zwar in der Schriftsprache ausdrücken, was die Tonsprache, als Sprache, enthält; allein die Tonsprache hat theils selbst für vieles Subjektive und Individuelle keinen Ausdruck, welchen Mangel sodann die Schriftsprache theilt; theils ist die Tonsprache von der Gegenwart und dem lebendigen Anschauen der Conversirenden begleitet, und zugleich auch als Ton und Laut un-

mittelbarer Ausdruck der Empfindung, da die Schriftsprache blos Sprache bleibt; die Tonsprache hat also ohne Zweifel einen reichern Umfang von Individualität, dessen die Schriftsprache entbehrt. Die Schriftsprache ist folglich mehr für den Ausdruck der intellektuellen Thätigkeit, die in allen erregt werden kann, geeignet; indeß die Tonsprache auch das Subjektive und Individuelle in sich aufnimmt. Durch diese Verschiedenheit ist die Schriftsprache als Sprache der Geister, die Tonsprache als Sprache der Menschen charakterisirt.

Dieser Charakter beider Spracharten deutet auf die verschiedene Bestimmung der Wechselwirkung, welcher sie zum Vehikel dienen. Die mündliche Conversation sezt Menschen mit Menschen in das einzige Verhältnis, in dem sie, ihrer beyderseitigen Freyheit völlig unbeschadet, in allseitige Wechselwirkung treten können. Im Worte haben beide ein Mittleres, in welchem sie sich selbst darstellen, und ohne sich zu beschränken, sich nähern können; und auch was das Wort selbst nicht abzuspiegeln vermag, das Lebendige, die individuelle Bestimmtheit des Sprechenden, das spricht doch der Ton, die Geberde des Sprechenden aus; kurz in der Conversation kann sich der Mensch um sein

Innres der Anschauung des Andern zu bieten, mit seiner ganzen Individualität aus sich herausstellen, und die individuellste Wechselwirkung ist möglich, weil beide in einem Medium zusammentreffen, in dem sie sich nicht verdrängen. Aber eben diese Eigenheit der Tonsprache beschränkt sie auch auf den Kreis einiger Individuen, und auf individuelle Mittheilung. Zwar kann sie allerdings auch Vehikel der geistigen Mittheilung unter wenigen Individuen seyn; aber auch so läßt sich das individuelle von ihr nicht trennen, wie man aus jedem wissenschaftlichen Gespräche sieht, das mündlich geführt wird. Dann ist sie auch zum Vehikel des reinintellektuellen dadurch minder geeignet, daß der Geist in ihr sein Denken u n m i t t e l b a r anschaut, dahingegen im Schreiben der Geist diese Anschauung (das Wort) selbst noch einmal reflektirt, wodurch allein Wahl des Ausdrucks und Bildung des Styls möglich wird.

Es trägt demnach die Schriftsprache ihre Bestimmung, Vehikel der intellektuellen (nicht individuellen) Wechselwirkung, d. i. Sprache Eines zu allen zu seyn, unverkennbar in ihrem Wesen, und ihr eigner Charakter führt uns auf die Idee einer geistigen, nicht individuellen, Conversation, wo jeder nur in so fern erscheinen darf, als er a l l e interessiren kann.

Die Sprache reißt sich also im Schriftsteller von dem Individuum der Conversation los, und wendet sich an eine Gesammtheit, die diese Sprache versteht, und die man Publikum nennt. Was mag es denn nun seyn, was diesen Einen bestimmt, zu allen zu sprechen, und was mag diese alle bewegen, dem Einen ihr geistiges Ohr zu leihen?

Der Geist findet sich beschränkt, er reflektirt über diese Beschränkung, und bestimmt dadurch das Objekt, und strebt, weil die Qualität keines Objekts von ihm abzuhängen scheint, nach einer Qualität, die von ihm abhienge, und so ist die Sphäre des Bewußtseyns durch Empfinden, Denken und Wollen erfüllt. Das erstere bildet nun den Zustand des Subjekts, und ist, da alle Subjekte ihren Zustand in derselben Ordnung der Dinge bestimmt finden, von keinem allgemeinen Interesse. Die höhere Funktion des Denkens aber, als in welcher der Geist sich erst des Objekts ganz bemächtigt, das im Empfinden sich seiner bemächtigt hatte, ist ein Gegenstand des allgemeinen Interesse; denn hier ist es um die erste Stufe der Freyheit der Geister, die Erkenntniß, zu thun. Nie tritt unmittelbar aus den Schranken der Empfindung der Geist in die Freyheit des idealischen (praktischen) Wirkens über, immer

durchläuft er erst die Reflexion über die Anschauung, oder das Gebiet der Erkenntniß. Und von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich allein der Werth des Wissens bestimmen, den man gewöhnlich völlig verkennt; die Erkenntniß ist nämlich die Erhebung des Geistes über bestimmte Objekte, zum Behuf der Erhebung durch ideale Thätigkeit über alle. Daß unendlich viele Subjekte auf der Stufe der Erkenntniß stehen bleiben, und demnach nie, oder nur in Augenblicken einer seltenen Stimmung, den vollendeten Kreislauf der Menschheit bestimmen, ist so gewiß, als bedaurenswerth.

Als Sphäre der schriftstellerischen Wirksamkeit ist demnach zuerst das Gebiet der Erkenntniß bestimmt. Der Anschauungs- oder Empfindungszustand eines Subjekts ist schon darum nicht für alle, weil er an sich keiner Mittheilung fähig ist; denn die Empfindung hat nur Laute, und auf ihrer höchsten Stufe (in der Musik) Töne; erst die reflektirte Empfindung, der Gedanke, hat Worte. Also schon durch die Sprachfähigkeit zeigt der denkende Geist seine Bestimmung, in allgemeine Wechselwirkung zu treten.

Aber wir haben eben noch eine höhere Funktion des Geistes, das Wollen, aufgezeigt,

und es ist nun zu bestimmen, ob und in wie weit auch dieses in die allgemeine Wechselwirkung der Geister eingreifen könne. Erst nach dieser Bestimmung können wir unsern Begrif der schriftstellerischen Wirksamkeit als vollendet annehmen, und die Beantwortung der oben aufgestellten Frage daraus ableiten. Da das Wollen als die höchste Funktion des Geistes erscheint; so möchte es leicht, wenigstens ordnend oder Richtung gebend, in die niederen eingreifen.

Das Wollen ist nur ein Wollen, in so fern es den Objekten, die vom Wollen unabhängig erscheinen, gegenüber steht. An sich betrachtet, ist es die reine Thätigkeit des Geistes, die schrankenlos in der Unendlichkeit aus sich selbst hervor und in sich selbst zurükgeht, und auf die eigentlich kein Prädikat paßt, weil sie der Reflexion, durch welche sich erst Geistesthätigkeit im Worte spiegelt, nicht unterworfen ist. Dem unabhängigen, und in sich beschlossenen Objekte gegenüber erscheint erst jene reine Thätigkeit, gebrochen durch die Selbstständigkeit des Objekts, und heißt dann Wille. Sein Streben ist Vernichtung aller Endlichkeit, aber einmal an das Endliche gefesselt, bestimmt er die Einbildungskraft zur Produktion von Schranken,

in denen wenigstens die individuelle Beschränkung aufgehoben ist, obgleich die allgemeine Form der Objektivität, als unzerstörbar beybehalten wird. Diese Produktion, in welcher die individuelle Beschränkung nach einer der objektiven Individualität entgegengesezten Regel bestimmt wird, ist das Reich der Ideale, nach welchem der gute Wille die Wirklichkeit zu ordnen arbeitet. Erst durch diese idealische Thätigkeit erscheint die reine Kraft als Wille, und man fordert mit voller Befugniß von dem, der auf die Achtung, die der gute Wille gebeut, Anspruch macht, daß er ihn durch ein göttliches Leben bewähre.

In so fern also gehört der Wille in die handelnde Welt vernünftiger Wesen, in das Leben, und nicht in die Buchstabenwelt denkender Geister. Allein der Wille ist zugleich die erste Lebenskraft des Geistes, das Bestimmende in der lezten Instanz, der Quell, aus dem der ganze Ocean bewußten Seyns hervorströmt, und so kommt er auch hier in Betracht, in so ferne durch ihn ein Individuum sich zur schriftstellerischen Thätigkeit bestimmt. Es kann sich gegen die Forderung dieses Willens zu jener Thätigkeit bestimmen, es kann auch von diesem Willen selbst dazu aufgerufen werden,

d. h. Beruf zum Schriftsteller haben oder nicht; aber beides liegt ausser den Gränzen der Schriftstellerwelt in der moralischen Welt überhaupt; wir haben aber hier nur zu untersuchen, was innerhalb der Gränzen der Schriftstellerwelt als Recht gelte, und daher zuförderst diese Gränzen genau abzustecken.

Diese Gränzen haben nun in so weit wirklich an negativer Bestimmung gewonnen, in so ferne wir den Willen als bewegende Kraft in der Geisterwelt davon ausgeschlossen haben. Allein dies ist nur Eine Ansicht des Willens; er möchte vielleicht, von einer andern Seite betrachtet, sehr in das Gebiet der Schriftwelt fallen, und diese Seite dürfte von uns nicht übergangen werden.

Zur Arbeit der Danaiden verdammt erscheint der Mensch im Leben, mit Laokoons Muth und Angst kämpfend gegen die Schlange, die sein eignes Selbst umwindet, jeden Moment seines höhern Seyns erst einer eisernen Nothwendigkeit obringend, und jeder unsterbliche Geist müßte uns Laokoons Jammerscene darstellen, wenn er nicht vom wilden äussern Kampf sich in eine Welt zurükzuziehen vermöchte, in der die Wogen der Weltkräfte melodisch rauschen, und wo der Arm des Schik-

sals Hand der Gottheit wird, die dem verwandten Geiste den Kranz der Freyheit entgegen trägt. Diese innere Welt ist die obenerwähnte idealische, wenn sie zur reflektirten Anschauung gebracht, das heißt: in Wort oder Bild dargestellt wird. Im praktischen Gebrauche ist jene Identität blos Anschauung; allein auch sie kann noch reflektirt werden. Was reflektirt werden soll, wird ein Objektives, aber weil hier die Reflexion eine freye war, nicht ein objektives Wirkliches, sondern ein objektives der Reproduktionswelt, eine Anschauung in Bild und Wort. Daß wir hier die Idee der Kunst berühren, ist sichtbar; denn die Kunst ist eine Erscheinung des Idealen. In diesem Begriffe liegt die Theorie der ganzen Aesthetik, die sich von hieraus in eine dreyfache Lehre theilt, je nachdem auf Reproduktion oder Ideal oder innige Verschmelzung beider im Kunstwerk Rücksicht genommen wird. Durch das Hervorstechen einer dieser zwey Ansichten zeigt sich die Individualität des Genies, das, ob es gleich der Menschheit höchste Stufe erreicht hat, die Individualität doch nicht verlassen kann. Der Dichter steht noch über dem höchsten isolirten menschlichen Bewußtseyn des Philosophen, denn in ihm reflektirt sich auch die Kraft noch, die diesen zur Wissenschaft erhebt.

In so ferne demnach der Wille sich in der wirklichen Welt zu reflektiren vermag, ist er That, und gehört in das Leben; in so ferne er aber seine Anschauung in der reproduktiven Welt reflektirt, fällt er in das Gebiet der Schriftsprache, und erfüllt gleich Resultaten des Erkennens die Schriftwelt. Die Sphäre dieser Schriftwelt umschließt demnach die Kunstdarstellung durch Schriftsprache und die Mittheilung der Erkenntniß. Der Schriftsteller also ist entweder Dichter oder Gelehrter, und als Schriftsteller sonst nichts.

Jezt ist die Sphäre der Schriftwelt bestimmt, und wir können die Beantwortung unserer Hauptfrage näher vorbereiten. Allein zuvor noch eine Bemerkung, die sich an das eben gesagte wie von selbst anschließt, und zugleich unten von bestimmtem Gebrauche seyn wird.

Auf dem Wege, der uns zu der Idee der Kunst geführt hat, mußte es einleuchten, daß indem wir von dem Anfange des Bewußtseyns bis zu seinem Gipfel emporstiegen, welches eben die Kunst ist, das Göttliche im Menschen eben so stufenweise hervortrat, woraus denn, nach gemeiner Ansicht zu sprechen, die Wahrheit hervorgeht, daß die moralische Größe des Men-

schen mit dem Grade seines Selbstbewußtseyns in genauem Verhältnisse steht. Dieß ist es, was ich in der Einleitung zu meinem Wörterbuche der platonischen Philosophie behauptete, indem ich zu erweisen suchte, daß der Philosoph nothwendig auch ein Mensch von moralischer Größe seyn müsse. Plato, der das Nothwendige dieser Behauptung ebenfalls tief in sich selbst fühlte, erklärt sich öfters in sehr erhabenen Stellen hierüber; aber was er sagt, ist nicht vielmehr als Gefühl und Deklamation, und wird Niemand zur einsehenden Ueberzeugung bringen. Ich versuchte es in der Einleitung zu meinem Wörterbuche der platonischen Philosophie einen Beweiß davon zu führen, allein da ich mich damals noch keiner Philosophie bemächtigt hatte, so unterlag ich meinem Unternehmen, und mußte mir gefallen lassen, daß man über diese Behauptung, als eine noch immer unerwiesene, die Achseln zuckte. Ein Glück war es, daß man überhaupt von meinem Wörterbuche, als einem scheinbar philologischen Werke, das noch dazu in der Jenaer Litteraturzeitung schlecht empfohlen wurde, wenig Notiz nahm, sonst wäre mir vielleicht mein mislungener Beweiß bitter vergolten worden. Durch obige Ableitung aber glaube ich nun diesen Beweiß geführt zu haben, der überhaupt durch jede bisher erschienene Darstellung der Transscendentalphilosophie so evident

geführt ist, daß er selbst mit dem Systeme steht und fällt. Denn eine Darstellung der Transscendentalphilosophie ist nichts anders, als eine Bezeichnung der Reflexionsstufen (Potenzen), durch welche der Geist, von seiner ersten absoluten Selbstbeschränkung an, sich zum höchsten Bewußtseyn (in der Kunst) emporarbeitet, das nur noch die allgemeinen Schranken der Endlichkeit (Zeit und Raum) von der Nothwendigkeit annimmt, und die individuellen Schranken mit Freyheit selbst sezt. Auf diesem Wege muß denn nothwendig auch die Stufe des Bewußtseyns vorkommen, auf welcher der Philosoph als solcher steht. Diese ist im Grunde keine andre, als die des Dichters, dem das Höchste reflektirt erscheint; es ist aber der bedeutende Unterschied zwischen dem Dichter und dem Philosophen, daß jener mit Nothwendigkeit, dieser mit Freyheit reflektirt, woraus denn entspringt, daß dieser nur auf ideale Thätigkeit allein reflektiren kann, weil nur diese der Freyheit gehorcht. Will er auf reale Thätigkeit reflektiren, so muß er diese selbst zur idealen (freyen) machen, so daß ihm also immer die Anschauung der innigen Vereinigung des idealen und realen, die dem Dichter vergönnt ist, entgeht. Der Philosoph steht demnach neben dem Dichter, aber beide sind sich selbst entgegengesezt, wie Freyheit und Natur.

Je freyer der Dichter ist, desto weniger ist er Dichter; und die Eingriffe der Freyheit in das Gebiet der Poesie offenbaren sich durch die Armuth und Künstlichkeit des Produkts, wovon Schillers Wallenstein das redendste Beyspiel ist.

Ich verlasse diesen Gegenstand nicht, ohne ihn noch näher zu beleuchten; denn ich wünschte, daß man einmal in dem wahren Philosophen nicht nur den großen Geist, sondern auch den großen Menschen ehren möchte, und daß man die Unzertrennlichkeit dieser beiden Charaktere bestimmt einsähe.

Die Beschränkung, die Hemmung der Geistigen Kraft wird dem Objekt zugeschrieben, aber die gehemmte Kraft und die wahrnehmende, die in der Empfindung ihre Beschränkung gewahr wird, wird dem Geiste zugeschrieben. Diese geistige Kraft, die von dem Objekte zwar beschränkt, aber doch nicht zerstört wird, erhebt sich nun über die Empfindung zum Denken, und über das Denken zur Anschauung desselben als eines Begriffs. In der Welt der Begriffe ist nun ein weites, sowohl intensives als extensives, Feld für die geistige Thätigkeit eröfnet; intensiv, weil die Analyse und Combination der Begriffe vermittelst der Urtheilskraft ins unend-

liche gehen kann; extensiv weil die Reihe der Anschauungen, also auch der Begriffe, eine unendliche ist. Dieses Feld ist nun das des logischen Verstandesgebrauchs oder des Wissens, und auf diesem Felde, das selbst noch einer stuffenweisen Thätigkeit Raum giebt (als Stoff sammeln, ordnen, verbinden ꝛc. ꝛc.) bleibt die Thätigkeit einer großen Menge von Individuen lebenslänglich befangen. Es ist aber klar, daß, in so ferne sie auf diesem Felde bleiben, sie in der unzerstörbaren Dualität des Subjekts und Objekts befangen sind, in welcher das höhere Bewußtseyn, das sich von den Objekten befreyt und ihre Abhängigkeit vom Idealen erkennt, nicht vorkommen kann. Blieben sie nun unaufhörlich in diesem Kreise befangen, so müßten auch alle Handlungen, die nur aus einer auf die Objekte herabschauenden Stimmung hervorgehen können, in ihrer Seele unmöglich seyn, oder was dasselbe ist, sie müßten sich nicht zur Tugendbegeisterung erheben können. Allein, wenn sie auch durch ihre Befangenheit in der logischen Ansicht der Dinge den Vorzug einer b l e i b e n den über die Objekte erhabenen Weltansicht, die auch das Handeln leitet, also einen grossen Charakter, entbehren, so hat doch die Natur ihnen Momente bereitet, in denen ihr höheres Selbstbewußtseyn durch Empfindung aufgeregt wird,

und solche Momente (Blicke in Elysiums Gefilde nennt sie Jakobi) sind sehr oft die Quellen eines bleibend guten Charakters. Solche Momente sind z. B. rührende Scenen der Menschenwelt, grosse Scenen der Natur ꝛc. ꝛc. Diese reissen allgewaltig den Geist aus den Fesseln der Weltanschauung, stossen ihn in sich selbst zurück, und lehren ihn seine freye Kraft fühlen. Könnten sie ihn dieses Gefühl auch reflektiren lehren, so wäre Grösse erzeugt, wo jezt nur Güte hervorgeht, und die Güte ist an sich nie groß, obwohl die Grösse immer gut ist. Wenn man sagt, die Grösse sey nicht immer gut, so hat man nur jene Grösse im Sinn, die z. B. in Alexander und Julius Cäsar erscheint. Diese ist aber nicht Grösse (Umfassen des Universums mit idealer Kraft) sondern Energie des Willens, grosse Naturhindernisse zu überwinden, und relative Grösse der Verstandsansicht, welche sich auf eine grosse Ausdehnung und ein vielfaches Detail von Objekten zugleich erstreckt, keineswegs aber absolute Grösse, die sich über die gemeine Ansicht der Objekte überhaupt erheben könnte. Eine solche Grösse kann der wahren Grösse sehr gut zur Gehülfin dienen, wenn sie sich nicht sehr früh selbst misleitet; aber sie ist durchaus nicht selbst die wahre Grösse.

Demungeachtet aber scheint doch der Philosoph von dem Weisen noch sehr entfernt zu seyn. Die Philosophie kann geistig producirt, die Weisheit muß gelebt werden. Es scheint, und ist an sich in jedem einzelnen Momente problematisch, ob die ideale Reflexion des Absoluten, deren sich der Philosoph bemächtigt hat, auch zur realen Reflexion, das heißt: zur That werde. Aber dies muß auch problematisch bleiben; denn wäre es nothwendig bestimmt, so wärr der Philosoph mehr als ein Weiser, er wäre ein Gott. Es hat daher auch die vollkommenste im Leben darstellbare Charaktergröße ihre Momente, wo sie verschwindet; denn keine menschliche Tugend ist vollkommen. Allein g r o s s e Menschen hat es immer gegeben, obgleich nicht vollkommene, und wir behaupten nur, daß die Philosophie Charaktergrösse nothwendig begründe, weil nämlich die leztere zu ihrer Möglichkeit gerade eine solche Ansicht der Dinge voraussezt, welche der Philosoph als solcher in sich erzeugt. Plato hat in seinen Schriften einen gleich grossen Geist und Charakter niedergelegt, und allgemein tragen die Handlungen eines Menschen das Gepräge seiner Ansicht der Dinge.

Wir wissen jezt, welche Objekte in die Sphäre der Schriftstellerwelt fallen, sie sind

Kunst und Wissenschaft. Allein Kunst und Wissenschaft erscheint auch vielfältig im Leben. Es ist daher zu bestimmen, welche eigne Behandlung derselben sie in das Gebiet der Schriftstellerwelt hinüberspiele, und wenn wir bis jezt die Sprache und den Inhalt der Schriftwelt bestimmt haben, so bestimmen wir jezt ihr lebendiges, ihre Thätigkeit.

Es ist klar, daß nur die Kunst in die Schriftwelt eintreten könne, die einer Darstellung durch Schriftsprache fähig ist, im strengen Sinne also nur die Dichtkunst. Ferner ist klar, daß es hier nicht nur um Darstellung an sich zu thun sey, denn für diese bedarf es keines Publikums, und der Dichter könnte gar wohl für sich selbst darstellen, und seiner Welt sich im Stillen erfreuen; eben so könnte der Gelehrte sich beliebig Systeme erfinden und umschaffen, wenn in der Darstellung für das Publikum nicht ein Zweck läge, den die Darstellung an sich nicht umfaßt. Die Schriftstellerische Darstellung muß also einen Zweck ausser sich haben.

Von einem höhern Standpunkte betrachtet hat es durchaus keinen Sinn, von Geistern (in der vielfachen Zahl) zu sprechen. Auf dem gemei-

meinen Boden des Denkens ist wohl mein Geist ein andrer, als der deine, und es giebt grosse und kleine Geister; ursprünglich aber ist alle Geistigkeit nur Eine, und wir Individuen sind Strahlen, in die das ewig Eine Licht sich spaltet, Funken, die das ewig reine Feuer ausströmt. Die Eine Kraft, der Geist der Geister, bricht und spiegelt sich in uns, und zertheilt sich; aber er strebt auch aus dieser Vielheit wieder in Einheit zurückzukehren, indem er das Viele durch die einzige Einheit, deren das Endliche fähig ist, durch Wechselwirkung wieder verbindet. Diese Wechselwirkung ist es, die sich an dem Verstande der Menschen anknüpft, den Geist der Menschen an diesem festen Punkte faßt, und über das Gebiet des Denkens zum Absoluten, dem Urquell aller individuellen Geister hebt. In diesem, aus dem alle Vielheit ausgieng, fließt sie dann wieder zur Einheit zusammen, und die Kraft des Universums ist durch alle zahlenlose Spiegelungen der Wirklichkeit in sich selbst zurückgekehrt. Diese Rückkehr wird gefordert durch die Idee des unendlichen aber reflektirten Geistes, und die Wechselwirkung der Geister durch die Schrift ist das Mittel zu derselben. Diese Wechselwirkung ist daher nothwendig, und erscheint als Zweck der Thätigkeit in der Schriftwelt. Durch diese

Wechselwirkung wird bewirkt, was heilige Bücher in ihrer Sprache Eine Heerde mit Einem Hirten nennen.

Wir detailliren diese Idee. Wenn Wechselwirkung der Zweck der schriftstellerischen Wirksamkeit ist, so folgt zuerst, daß das einseitige Verhältniß des Schriftstellers zum Publikum als Lehrers zum Schüler wegfalle, daß daher kein Schriftsteller sich zum Lehrer des Publikums aufwerfen dürfe. Das Publikum ist dem Schriftsteller eine Geistergemeinde, zu welcher er redet, damit sie ihm antworte. Würde er nun als Lehrer reden wollen, so sezte er voraus, daß im ganzen Publikum Niemand sey, der ihm antworten könne, und dies ist eine Arroganz, die sich wohl zuweilen ein Schriftsteller zu Schulden kommen läßt, *) die aber, besonders wenn der Schriftsteller mit Nikolai's Wuth über entgegenstrebende herfällt, die bittersten Sarkasmen verdient. Nicht die Zahl der Köpfe, die etwa den Schriftsteller hören, macht sein Publikum aus, sondern die Masse

*) Die Stolberge gaben einst ihre Gedichte heraus, mit dem Motto: Ceu duo nubigena vertice montis ab alto Centauri. Virg. Auch sind die zwey Centauren dabey in Kupfer gestochen. Darauf bezieht sich ein bekanntes Distichon der Xenien.

von Geist, die allen wissenschaftlichen Köpfen des Zeitalters zusammen zukommt. Sich nun einbilden, dieser Masse allein überlegen zu seyn, und deswegen verlangen, daß das Publikum dem Schriftsteller nicht entgegenstrebe, ist ein Dünkel, der an Wahnsinn gränzt. Es soll ihm entgegenstreben, dies wünscht der gute Schriftsteller; es soll Geisteskraft gegen Geisteskraft ankämpfen, damit die Stärke, welches hier immer die Wahrheit ist, den Sieg behalte. Er glaubt, daß im Publikum jemand seyn werde, der ihm entgegenstreben könne, und seine Schrift ist an diesen besonders gerichtet. Dieser Glaube an das Publikum beseelt auch immer die treflichsten Schriftsteller; in diesem Glauben stellen sie dar, und geben ihren Werken die Vollendung der Meisterhand, und wenn auch die Gegenwart keinen ihnen vergleichbaren Geist umschliessen sollte, so rechnet ihr Glaube auf die werdenden Zeiten, und legt das Meisterwerk für die Nachwelt nieder. Dieser Glaube verläßt den trefflichen Schriftsteller auch da nicht, wo Nikolai ein Publikum findet, das ihm die Lästerung der ersten Männer seiner Zeit mehr als verzeihen kann.

Die litterarische Wechselwirkung ist, gleich der physischen, ein Streit feindlicher Kräfte,

der nur im Produkte erlöscht. Die feindlichen Kräfte sind hier Meinungen, ihre Entgegensetzung besteht in ihrer Individualität, und diese ist es, die im Kampfe untergehen muß. Was nach Vertilgung des Individuellen noch zurückbleibt, ist Wahrheit, die still in das Zeitalter übergeht, in welchem sie erkämpft wird. Es muß Wahrheit seyn, was im Kampfe besteht; denn was der Geist als Vernunft an sich producirt, ist sich selbst nicht entgegengesezt, kann demnach im Kampfe der Meinungen auch nicht entgegengesezt seyn, sondern ist eben das Gemeinschaftliche, an dessen reiner Einheit die Entgegensetzung des Individuellen erscheint. Was der Geist in sich anschaut, sagt Plato, ist das unzerstörbare Wesen der Dinge an sich; was er aber durch Individualität erkennt, ist Täuschung, und ein Ding, das ist und nicht ist.

Der Schriftsteller demnach, der ins Publikum tritt, wirft gleichsam den Fehdehandschuh hin, und will Streit erregen. Er ist sich seiner Einsicht, bey aller subjektiven Ueberzeugung, doch als einer individuellen bewußt, und will, daß andere Geisteskräfte gegen sie aufstehen, damit in ihrem Kampfe das ächte Objektive seiner Meinung sich bewähre, wodurch diese aufhört Meinung zu seyn, und Wahrheit wird.

Gleich dem Glaubigen, der eine Kirchengemeinde versammelt, ist es dem Schriftsteller darum zu thun, seine Einsicht in mehreren Geistern, seine Ueberzeugung in mehreren Herzen wiederzufinden. Er sucht auch eine Gemeinschaft der Glaubigen, nicht aber eine, die an ein willkührlich festgeseztes Symbol sich halte; sondern Bekenner einer Wahrheit, die sich unabhängig von Menschen-Kraft und Willkühr im Kampfe der Meinungen behauptet, und im Strome der Zeiten unumgestürzt erhält, über deren Ewigkeit die Gottheit selber sich erklär hat, indem an ihr der Arm des Schicksals sankt

Der Schriftsteller spricht sein Wort in das Publikum, und erwartet, daß sich Jemand darauf einlasse, es zu widerlegen, oder daß man es erkenne als Wahrheit, und darauf, als ein neu gewonnenes Fundament, weiter fortbaue. Tritt ein Gegner aus dem Publikum auf, so ist hier das erste persönliche Verhältniß des Schrifstellers; zwey individuelle Geister kämpfen gegeneinander.

Was Recht sey zwischen diesen? — Nichts, als daß sie auf dem Gebiete des litterarischen Kampfes bleiben, sich blos mit den Waffen der Erkenntniß bekämpfen, und die Entscheidung

ihres Kampfes von der siegenden Stärke erwarten. Auf diesem Felde muß der Stärkere siegen, denn kein Gott ist hier, der durch ein Wunder die Täuschung in Wahrheit, die Inconsequenz in Consequenz verwandle, jeder Kämpfer bleibt folglich seiner Kraft allein überlassen.

Die Kämpfer sollen auf dem Gebiete des litterarischen Kampfes bleiben, heißt: sie sollen sich blos mit dem Waffen der Wissenschaft vertheidigen. Was aber Waffen der Wissenschaft seyen, scheint eben noch streitig zu seyn, und einer nähern Auseinandersetzung zu bedürfen.

Der Gegner bestreitet entweder Thatsachen, oder ein Raisonnement, oder ein System. Im ersten Falle sind historische Beweisgründe, im zweiten Zurückführung des Raisonnements auf eine zwischen beiden gemeinschaftliche Wahrheit die einzigen Vertheidigungswaffen; im dritten Falle aber kann nur ein System angreifen oder vertheidigen. Das leztere ist für die Praxis unserer Tage, in denen man ein System durch einzelne Einwürfe vernichten zu können glaubt, sehr wichtig. Ich behaupte: ein System kann nur durch ein entgegengeseztes System bestritten werden, und einzelne Einwürfe, welche nicht blos die Form, sondern die Materie eines

Systems betreffen, verdienen ganz und gar keine Rücksicht. *) Die, welche die Form des Systems betreffen, verdienen in so ferne Rücksicht, als dem Erfinder des Systems in der Organisation und Darstellung leicht eine Lücke entgangen seyn kann, die der äussern Vollendung desselben Eintrag thut, und Niemand mag sich eine ganz untadeliche Darstellung anmaßen.

Daß aber das Innere eines Systems, seine eigentliche Wahrheit, und sein Geist, nur durch ein entgegengeseztes System widerlegt werden könne, ist leicht zu beweisen. Denn ein System ist 1) ein geschlossenes, organisches Ganzes, das aus einer Einheit hervorgehend, sich in einer Mannigfaltigkeit entwickelt, die am Ende synthetisch in ihre erste thetische Einheit zurückläuft. 2) Ein System macht sich anheischig, eine Reihe von Erscheinungen aus einem einzigen Princip zu erklären; dieses Princip gilt hypothetisch, ehe die Erklärung geleistet ist, thetisch, wenn sie geleistet ist.

*) Der erste und einzige Gegner der Wissenschaftslehre ist daher bis jezt Bardili. Er allein hat dem System ein System entgegengesezt; mit welchem Unglücke aber, hat Schad in seiner transscendentalen Logik evident gezeigt.

Aus dieser zweifachen Ansicht eines Systems folgt nun, daß, die formale (logische) Richtigkeit desselben vorausgesezt, a) kein Satz des Systems einzeln bestritten werden könne, weil jeder Saz seine Wahrheit von dem Ganzen hat, dieses also erst bestritten werden muß; b) daß ein System als Erklärung eines Vielfachen aus Einem Princip, nur durch die Erklärung desselben Vielfachen aus einem andern Princip widerlegt werden könne. Diese Erklärung müßte aber, um ihrem Princip mehr als hypothetische Gültigkeit zu verschaffen, ebenfalls ein System seyn, dessen Vielfaches in sein Princip zurückliefe.

Diese Theorie scheint mir höchst evident zu seyn; ich will sie aber noch durch ein passendes Beyspiel erläutern. Fichte hat sich anheischig gemacht, durch sein System das Bewußtseyn, und alles, was in demselben vorkommen könne, zu erklären. Zu dem Ende sezt er (da er doch von etwas ausgehen mußte) die Einheit des lezten, was im Bewußtseyn vorkommt, des Subjekts und Objekts, hypothetisch voraus. Er nimmt an, daß beides ursprünglich Eine Kraft sey, die im Bewußtseyn nur in sich zurückgedrängt, also der Richtung nach doppelt erscheine. Da ausser dem Bewußtseyn für uns

nichts ist, so konnte diese Kraft nur durch sich selbst in sich zurückgedrängt werden, das heißt: sie mußte sich selbst reflektiren. Aus dieser Annahme einer sich selbst reflektirenden Kraft versucht nun Fichte das, was im Bewußtseyn als nähere Bestimmung des Subjekt-Objekts noch vorkommt, abzuleiten, und die Ableitung gelingt nicht nur, sondern sie kehrt auch, indem sie das Bewußtseyn bis zu seiner höchsten Stufe begleitet, wieder in die ursprüngliche Voraussetzung der Einheit des Subjektiven und des Objektiven zurück. Durch diese Erklärung und durch diese Rückkehr ist nun die Hypothesis zur Thesis geworden, die vorausgesezte Einheit des Bewußtseyns ist eine absolute.

Gegen dieses System ist nun, ausser der Rüge der logischen Mängel, die man etwa an seiner Darstellung finden könnte, nichts zu unternehmen, als durch die That zu beweisen, daß sich das Bewußtseyn mit seinem ganzen Inhalte aus einem entgegengesezten Princip erklären lasse; leistet man dies wirklich, so ist die Wissenschaftslehre ohne Rettung verlohren, und ich will hier den Gegnern Fichte's den Weg zeigen, wie sie ihm diesen Sturz, von dem er gewiß nie wieder aufstehen wird, bereiten können. Einmal: Fichte geht bey seiner Erklä-

rung des im Bewußtseyn enthaltenen von einer Einheit aus, die Gegner müssen also eine ähnliche Erklärung des Subjektiven und des Objektiven zugleich liefern, dabey aber von einer Zweyheit ausgehen, aber doch diese Zweyheit auch erklären. Zweitens: Fichte geht vom Subjekte aus, sie müssen also vom Objekte ausgehen, dabey aber doch das Subjektive auch erklären. Dieses Unternehmen ist besonders leicht, denn sie dürfen hier nur den Spinoza ergänzen, der bis auf den lezten Punkt, die Erklärung des Subjektiven (oder auch nur der Idee davon) alles geleistet hat. — Es liessen sich noch ein paar Nebenwege anzeigen, auf denen der Wissenschaftslehre beyzukommen wäre; allein diese Nebenwege sind theils weniger sicher, theils leiten sie endlich alle auf jene zwey Hauptstrassen.

Anstatt nun auf eine dieser beiden consequenten Arten den Schriftsteller Fichte auf einmal zu vernichten, wozu man ein unbestreitbares Recht gehabt, und wie ich nicht zweifle, auch seine eigne Erlaubniß erhalten hätte, daß man also auch sein Gewissen über den litterarischen Mord hätte beruhigen können; — anstatt, sage ich, ihn konsequent auf einmal zu vernichten, hat man lieber die Menschenliebe vorwalten lassen, und

ihn hin und wieder beym Aermel gezupft, gestossen, gelästert, geschimpft; denn offenbar ist es doch immer menschlicher, einen Mann einen Schwärmer, Träumer, und Tollhäusler zu schelten, und die jungen Leute, allenfalls auch die Fürsten, vor ihm zu warnen, als ihn gar zu vernichten, oder wie sich der obenerwähnte Recensent ausdrückt, ihn unmenschlich zu entmenschen. Zwar hätte diese Vernichtung, wenn sie anders gelungen wäre, nur seine Stimme in der Schriftstellerwelt getroffen, und der Mann wäre als Mensch, als Bürger, als redlicher Mann unangetastet geblieben; allein humane Seelen erzittern vor dem Worte Vernichtung in jedem Sinne so sehr, daß sie lieber einem ehrlichen Manne die traurigste Existenz bereiten, als ihn von irgend einer Seite, die ihn auch nur wenig berührte, vernichten wollen.

Noch ist mir keine Schrift zu Gesichte gekommen, die es ernsthaft darauf angelegt hätte, Fichte'n wissenschaftlich zu widerlegen.*) Spott

*) Krugs Briefe über die Wissenschaftslehre habe ich nicht gelesen, aber seine Briefe über den neuesten Idealismus lege ich so eben aus der Hand. Er rügt es unter andern, daß Schelling die mit der ursprünglichen immer zugleich gegenwärtige

aber, Lästerungen und Verläumdungen hat er genug erduldet. Man weiß es vielleicht nicht mehr, mit welcher Grobheit, und alle Humanität verlezenden Bissigkeit man ihn in litterarischen Zeitungen und Schriften behandelt hat. Man vergißt so was leicht, vielleicht weil man gewohnt ist zu sehen, daß ein hervorragender Mann von seinem Zeitalter gesteinigt wird. Das leidlichste, was man noch gegen Fichte gesagt hat, sind Einwürfe wie folgender, wodurch sein (misverstandener) Idealismus gestürzt werden soll:

"Wenn ich nach Magdeburg komme, so treff ich dort schon die berühmte Dom-

bestimmte Beschränktheit, das Unerklärbare und Unbegreifliche der Philosophie nennt; wenn aber auch Schelling Unrecht hätte, so müßte die Philosophie doch an der Erklärung von Herrn Krugs bestimmter Beschränktheit verzweifeln. — Rückerts eben erschienener Realismus erklärt feyerlich; daß er weder Wissenschaft noch Metaphysik seyn wolle; da er demnach mit keiner Philosophie rivalisirt; so kann man ihn immerhin ungenirt seyn lassen, was er etwa zu seyn Lust haben möchte. Daß ihm obige Erklärung von Herzen gieng, kan ich aus eigner Lecktüre versichern.

kirche an, und Leute denen sie etwas bekanntes ist, auch sprechen alte Nachrichten von Magdeburg und seiner Domkirche. Ich muß sie also doch nicht erst gesezt haben."

Von dieser Art sind nicht nur Jean Pauls lustige Einwürfe, die sein Leibgeber vorbringt, sondern auch die ernsten, die gravitätische Männer gravitätisch vorbrachten. Ganz besonders hat ein geistvoller Physiker, den ich aus Achtung nicht nenne, dergleichen Absurditäten gesagt.

Etwas einem Systeme ähnliches hat sich indeß doch Fichtes Wissenschaftslehre entgegengestellt; dies ist Bouterweks Apodiktik. Ich kenne von dieser Lehre nur soviel, als die Recensenten, die ihr sehr günstig waren, davon haben verlauten lassen; allein dies bestätigt mir hinlänglich, daß Bouterwek auch hier seinem immer behaupteten Charakter, der strebenden Unmacht und der gesuchten Originalität treu geblieben sey. Seine Apodiktik ist eine unglücklich travestirte Wissenschaftslehre. Neuerdings hat Schultze in Helmstädt eine Kritik der neuesten Philosophie angekündigt. Wenn sich von seinem Aenesidemus auf diese schliessen läßt,

so ist nicht viel davon zu erwarten; denn dort hat er sich blos in der Kunst geübt, selbst ohne Princip alle Lehre aus Principien von der Seite anzufechten. Diese Maxime, mit allen Systemen den kleinen Krieg zu führen, scheint eigentlich sein Princip zu seyn, und darum kann er auch nur so weit etwas ausrichten, als die Systeme logische Blößen geben. Gegen das Reale vermag er nichts.

Doch dies war eine Abschweifung. Wir standen bei dem Satze; daß man sich im wissenschaftlichen Kampfe nur wissenschaftlicher Waffen bedienen solle. Wissenschaftliche Waffen im allgemeinen sind Beweise; im historischen Fache sind es Zeugnisse; im wissenschaftlichen überhaupt Deduktionen von dem ersten Grundsatze, oder von abgeleiteten Grundsätzen der Wissenschaft, und im philosophischen Fache theils ebenfalls Deduktionen, in so ferne ein abhängiger Satz angefochten wird, theils Systeme selbst. Ein System kann nur durch sich selbst bewiesen werden.

Wer nun die volle Kraft solcher Beweise mit Consequenz gegen die Behauptungen irgend eines Schriftstellers braucht, der vernichtet diese Behauptungen; denn die Wahrheit wird durch

die Kraft seiner Beweise siegen, und alle Herzen werden ihr über kurz oder lang zufallen. Gäbe es nun einen Schriftsteller, dessen ganzer litterarischer Lebenslauf aus nichts als widersinnigen Behauptungen zusammengesezt wäre; so würde der ganze Schriftsteller vernichtet, wenn seine Behauptungen einen Widerleger fänden. Es ist aber gar wohl möglich, daß diese einzelnen Behauptungen jenes Schriftstellers unter sich sehr gut zusammenhängen, daß sie aber sämtlich sich auf ein grundloses Princip stützen, und durch dieses falsch sind, und in so ferne könnte man den Schriftsteller vernichten, ohne seiner einzelnen Behauptungen zu erwähnen, blos indem man sein Princip stürzte. Daß gegen alle diese Vernichtungsarten rechtlich nichts einzuwenden sey, das heißt, daß ein Schriftsteller gegen den andern sich der vollen Kraft der Beweise bedienen dürfe, ist wohl kein Zweifel. Man läugnet auch dies nicht; man will nur Humanität dabey beobachtet wissen. Was aber diese Humanität sey, und wie weit überhaupt Humanität hieher gehöre, wird sich weiter unten zeigen.

Also durch wissenschaftliche Waffen darf ich im wissenschaftlichen Kampfe meinen Gegner vernichten. Beweise sind die eigentlichen Truppen; es fragt sich nur, ob es nicht auch Auxili-

artruppen gebe, und in wie weit man sich ihrer bedienen dürfe. Die Funktion jener direkten Beweise überhaupt wird dirigirt von dem Verstande, und was ihm untergeordnet ist, Urtheilskraft, Scharfsinn, rc. rc. und besteht also in dem Talent, aneinander zu reihen und zu verbinden, was man in der Ausübung Consequenz nennt. Allein wer sich dieses Talents gegen einen andern mit Recht bedient, der streitet nothwendig gegen die Inconsequenz, er könnte also auch anstatt seine eigne Consequenz in ein helleres Licht zu setzen, damit anfangen, die Inconsequenz des andern aufzudecken. Gelingt ihm dies, so ist ihm jene Mühe erspart; allein wer diesen Weg zuerst einschlägt, hat wenn es ihm mislingt, den Gegner in seiner Blöße darzustellen, die allgemeine Stimme um so mehr gegen sich, da er sich herausnahm, mit seinem Gegner zu spielen.

Die Inconsequenz eines Autors Schritt vor Schritt zu verfolgen, ist ein so mühsames und peinliches Geschäfte, daß selten ein Schriftsteller sich damit abgiebt. Wer daher jene direkte Methode der Widerlegung durch Beweise nicht einschlagen will, wählt um die Inconsequenz des Gegners zu entblößen, die Methode des Komikers; er stellt ein Gemälde des Gegners

ners dar, in welchem das einzelne nach eben dem Princip, zu dem der Gegner sich bekennt, consequent verknüpft ist. Ist nun das Princip des Gegners mit anerkannten Principien im Widerspruch, so muß eine consequente Ableitung eines mannigfachen aus diesem Princip nothwendig eine Ordnung der Dinge darstellen, die mit der Naturordnung im Widerspruche steht, und weil sie nur als gedacht, nicht als physisch auf uns wirkend (in welchem Falle sie uns betrüben würde) dargestellt wird, Gelächter erregt. Auf Darstellung der Inconsequenz beruht alles Komische, und jenachdem die Inconsequenz entweder im Verstandesgebrauche (in Ansehung des Zusammenhangs zwischen Grund und Folge) oder im Handeln (Unzusammenhang oder Misverhältniß zwischen Mittel und Zweck) liegt, erscheinen die Menschen entweder als Narren oder als Thoren.

Allein nicht allen ist das Talent der Darstellung eines komischen Ganzen gegeben, Manche haben nur Wiz, der die einzelne Inconsequenz in einem treffenden Bilde frappant darzustellen weiß, und diese treffen den Gegner mit ihrem Spotte. Die komische Darstellung eines Ganzen, d. h. die Satyre, hat ihre Rechtfertigung in sich selbst, denn sie stellt den Gegenstand dar, den sie trift, obwohl in verkehrtem Lichte, doch seinem Innhalte nach; der

Wiz aber hängt dem Gegenstande blos ein Bonmot an, das sich keineswegs durch sich selbst rechtfertigt. Man muß erst den Gegenstand selbst kennen lernen, um zu sehen, ob der Witz wirklich getroffen habe. Ein Beyspiel davon geben die Xenien; sie sind zwar nicht ohne Ausnahme geistvoll, aber sie sind alle wahr; daß sie aber wahr sind, geht nicht aus ihnen selbst hervor, und sie sind darum Spott nicht Satyre. Als Ganzes zusammengefaßt geben sie ein Gemälde unserer Litteratur, und nähern sich dadurch der Satyre.

Im auffallenden Gegensatze erscheinen Satyre und Spott in Kotzebue's hyperboreischem Esel und der dagegen erschienenen Brochüre: Ehrenpforte und Triumphbogen. Kotzebue wollte offenbar eine Satyre auf Schlegel zum Besten geben; allein bey der in ihm sichtbaren subjektiven Unmöglichkeit etwas Ganzes anzuschauen und darzustellen, suchte er aus Schlegels Schriften Stellen zusammen, die vor dem gemeinen Urtheile des Volks dem Spott eine Blöße boten. Diese brachte er in eine gewisse Zeitfolge, in der sie von einem Pinsel nach einander recitirt, und durch das platte Intermezzo der andern Personen des Stücks noch gehoben werden, und glaubt nun die Geissel der Satyre derb über seinen Gegner geschwungen zu haben. Allein nirgends ist der Charak-

ter der Satyre, die Construktion des komischen Charakters aus seinem subjektiven Princip, sichtbar; immer sind es nur einzelne Stellen Schlegels, die Kotzebue dem Gelächter preis geben möchte, und sein Machwerk kann höchstens als Spott gelten. Aber auch so ist es unter aller Kritik, denn es ist geistlos, und die Mittel, deren er sich bedient, sind die gemeinsten. Allerdings bot Schlegel der Satyre eine Seite, und seine Freunde selbst würden sich gefreut haben, wenn sie ihn getroffen hätte; aber Kotzebue war kein Satyriker.

Treflich dagegen ist seine Blöße in der Ehrenpforte dem Gelächter preisgegeben. Diese ist wirklich Satyre, denn sie faßt mit Bestimmtheit die Armseeligkeit des Dramatikers und führt sie, gröstentheils mit Consequenz, durch mancherley Scenen hindurch. Es sind hier nicht Stellen aus Kotzebues Schriften gehoben, sondern Seiten seines geistlosen litterarischen Charakters mit Wahrheit zur Schau gestellt.

Eine neue Art der Satyre hat Fichte durch sein Leben Nikolais vor das Publikum gebracht. Diese Schrift ist keinesweges als Streitschrift zu betrachten, denn Fichte streitet mit Nikolai nicht, sondern als Spiel mit Nikolai's litterarischem Charakter. Sich wohl bewußt, daß er nicht Dichter sey, faßte hier Fichte die Einheit des Nikolaischen Charakters, todte

Vielwisserey mit enormem Selbstdünkel, philosophisch bestimmt auf, und entwickelte daraus unter den gegebenen Umständen, die auf Nikolais Bildung einfloßen, die sämmtlichen Erscheinungen dieses Charakters, die Nikolai dem Publikum zum Besten gegeben hat. Da hier der Mann in der Einheit seines Wesens ergriffen, und durch die verschiedenen Perioden seiner Existenz consequent durchgeführt ist, so muß allerdings, falls ein solcher Charakter, wie Nikolai, in wissenschaftlicher Hinsicht Nichts seyn sollte, zugegeben werden, daß Fichte durch diese Darstellung den Schriftsteller Nikolai wirklich vernichtet habe; allein zu sagen, daß er Nikolai unmenschlich entmenscht habe, ist ein Misgriff in der Wahl der Worte, der sich nur aus der Furcht vor der eigenen Vernichtung, aus litterarischer Todesangst, oder einer zu starken Sympathie mit dem vernichteten Nikolai erklären läßt.

Es ist aus Fichte's ganzer Schrift nicht erweislich, daß er mehr als den litterarischen Charakter Nikolais aufgefaßt, und dem Spotte ausgestellt habe. Er spricht Nikolai nirgend die Eigenschaften eines guten Bürgers, braven Hausvaters, verständigen Buchhändlers, wohlthätigen Mannes, rc. ab, er hat es also nie mit Nikolai dem Menschen zu thun, sondern blos mit Nikolai dem Schriftsteller,

der eine abgeschmackte Rolle im Publikum spielt. Nikolai zwar hat gegen Fichte, so wie gegen Schelling und andre nie ähnliche Gränzen beobachtet, er begnügt sich z. B. in seiner Reisebeschreibung nicht, über Schellings Schriften zu schimpfen, sondern er häufte auf diesen und andre eine Menge andrer Kränkungen; allein dies scheint das Publikum gerne vernommen zu haben, indeß es ein Lamentoso anstimmt, wenn Fichte einmal den Schriftsteller Nikolai in sein Nichts zurückwirft. Nikolais Lästerungen hafteten nirgends, und trafen blos auf ihn selbst zurück, denn die Geschmäheten sind nach wie vor die ersten Männer im Publikum; dagegen Nikolai bey Göthe's, Schillers und Fichte's Spielen seine Existenz in Gefahr sieht. In so ferne ist freylich das Mitleid des Publikums richtig angebracht.

Wie lassen sich aber nun dergleichen satyrische und spottende Angriffe oder Spiele als rechtlich vertheidigen? sind sie nicht gegen alle Humanität und Moralität?

Einmal, von Moralität kann hier überhaupt nicht die Rede seyn, denn diese beruht auf der subjektiven Gesinnung eines jeden, die ihn zum Handeln treibt, über die aber kein äusserer Richter urtheilen kann; statt Moralität müßte man also Legalität sezen, denn von dieser allein könnte hier allenfalls noch die

Rede seyn. Was die Humanität, als eine Pflicht des Umgangs betrift, so wird sich sogleich zeigen, in wie ferne diese hieher gehöre.

Wir deuten auf den oben bestimmten Grundsaz zurük: daß auf dem wissenschaftlichen Felde blos Erkenntnißkräfte gegen einander über stehen. Daraus folgt nun vorerst, daß aller satyrische Angriff der den Menschen und nicht den Gelehrten allein trift, in der Schriftstellerwelt verwerflich sey, und von dem Publikum billig mit Indignation vernommen werde, z. B. Kozebue's Bahrdt mit der eisernen Stirne; denn für das wissenschaftliche Feld ist blos Erkenntniß, und was ihr zugehört. Eine Satyre oder Schmähung, die dieses Gesez überschreitet, ist, auch wenn sie vor das Publikum gebracht wird, nach Gesezen des bürgerlichen Rechts und der Pflichten des Umgangs zu beurtheilen, und hier könnte also Humanität, als Umgangspflicht mit in Anschlag gebracht werden. Zweitens folgt: daß, da der wissenschaftliche Verstandesgebrauch gar kein anderes Gesez kennt, als das der innern Consequenz, auf welcher die Kraft der Geister beruht, hier auch nur das Recht der Stärke als Gesez gelte, und die Begriffe von Recht und Unrecht völlig gar keine Anwendung leiden. Wer siegt, hat Recht, und wer Recht hat, siegt, ob durch

Wiz oder durch Beweise, ist gleichviel, wenn es nur durch blos wissenschaftliche Waffen (worunter allerdings der Wiz, als eine Seite des Erkenntnißvermögens, mitzurechnen ist) allein geschieht. Das höchste Gesez für den Umgang und die Fehden der Schriftsteller ist dennach nicht: seyd human, sondern seyd wissenschaftlich, das heißt: stellt blos Erkenntnißkraft den Erkenntnißkräften entgegen. Diese Kraft aber mit aller Strenge und schrankenlos zu gebrauchen, verwehrt Euch Niemand; vernichtet ihr oder werdet ihr vernichtet, so ist blos ein unfähiger Geist von einem Felde zurückgewiesen, auf dem er durchaus nicht zu wirken bestimmt ist; der Wissenschaft und dem Publikum ist damit wirklich gedient, und der wissenschaftlich vernichtete Geist kann noch als Mensch, als Hausvater, als Bürger glücklich leben, und Gutes genug thun.

*) Es ist sonderbar, daß man gemeinhin nur mit dem satyrisch angegriffenen Manne Mitleid fühlt, nie aber die Gefahr des Angreifenden bedenkt, die wahrlich nicht gering ist. Es ist von jedem, der einen andern öffentlich angreift, zu erwarten, daß er vorher überlegt habe, ob er auch wohl das Recht auf seiner Seite zu haben glaube, und den Kampf durchführen zu können gedenke; mislingt daher der Angriff, und erscheint der Angreifende als Beleidiger,

d. h. als einer, der mit Unrecht angreift, so setzt man allgemein voraus, daß er entweder sehr leichtsinnig sey, oder gar aus sehr unedlen Beweggründen handle, und in beiden Fällen trift den Angreifer eine verdiente Verachtung, die kein rechtlicher Mann gerne erdulden möchte. Und auf die Gefahr dieses Schicksals wagt es jeder Angreifende, denn es ist ja doch immer möglich, daß er in seiner Ueberzeugung irre; der Angegriffene aber verliert nichts, wenn er unverdient angegriffen wird; sein Gegner fällt in Miskredit, und sein eigner Werth wird verherrlicht. Dieß war, wie die Litterargeschichte lehrt, noch immer die Folge litterarischer Fehden. Warum fällt aber die Theilnahme des Publikums immer auf den Angegriffenen? — Weil man nur dem Eindruck des Augenblicks, in welchem dieser als Leidender erscheint, sich hingiebt, und nicht das ganze Verhältniß erwägt.

Noch ist aber eine Seite der Sache zu bestimmen, die gemeinhin übersehen wird, aber hier nicht übergangen werden kann, wo es um eine vollständige Discussion zu thun ist. Wir haben oben bemerkt, daß die moralische Stufe eines Menschen durch den Grad seines Bewußtseyns genau bezeichnet werde, und daß dieser Grad sich nach der Stufe seiner intellektuellen, also wissenschaftlichen Kultur genau

bestimmen lasse. Daraus folgt nun, daß dem Individuum, welchem Wissenschaft abgesprochen wird, mittelbar dadurch auch ein gewisser Grad von Bewußtseyn, folglich auch von Geistes- und Charakter-Grösse abgesprochen werde, daß also die wissenschaftliche Beurtheilung eines Individuums im Grunde doch auf moralische Beurtheilung hinauslaufe, wodurch die Lizenz, die wir eben den Schriftstellern auf ihrem Gebiete gestatteten, wieder aufgehoben zu werden scheint, indem man sich ja nicht vermessen soll, den menschlichen Werth des andern herabzusezen.

Ich antworte: von dem wissenschaftlichen Standpunkte, den ein Individuum behauptet, das heißt: von dem mehrern oder mindern Geiste, den es zeigt, läßt sich allerdings direkte auf seine Charaktergröße, keineswegs aber auf seine Güte schliessen. Die Größe besteht aber darinn, daß ein Individuum sich zu einer über das Leben erhabenen, also universellen Ansicht des Lebens und der Welt erhoben, und diese zur Quelle seines Handelns gemacht habe, wem demnach ein hoher wissenschaftlicher Standpunkt abgesprochen wird, dem wird allerdings auch jener höchste moralische Standpunkt, in so ferne er auf dem Wege der Wissenschaft erreicht wird, mit abgesprochen. Dies ist aber eine unvermeidliche Folge des Urtheils, das über seinen schriftstellerischen Charakter

aus seinen Werken gefällt wird, und man müßte überhaupt nicht über die Werke eines Schriftstellers urtheilen dürfen, wann jene Folgerung nicht stillschweigend gezogen werden dürfte. Allein damit ist keinem Manne die Güte des Charakters, das heißt, die Neigung in jedem einzelnen Falle sittlich zu handeln, abgesprochen; denn das einzelne Erwachen des reinen Willens ist auch ohne eine zur Ansicht erhobene Stimmung, als blosse fühlende Stimmung möglich; einen solchen Charakter aber, der von dieser blos fühlenden Stimmung geleitet wird, nennt man gut, und bey diesem ehrwürdigen Charakter kann man ein sehr schlechter Schriftsteller seyn, nicht aber bey jener, durch Wissenschaft errungenen Charaktergröße, welche nothwendig auch einen geistvollen Schriftsteller erzeugt.

Traurig wäre es aber, wenn nur die Wissenschaft allein den Charakter zur Größe erheben könnte; dann müßte ein schreckliches Urtheil gesprochen werden über alle jenen grossen Seelen, die ihr Daseyn für Wahrheit und Pflicht aufopferten, und den lezten Hauch ihrer gemarterten Brust noch der Menschheit weihten; dann müßtet ihr gegen mich aufstehen, heilige Manen der Männer, die ihr von der Begeisterung der Wahrheit ergriffen aus dem Staube des Lebens euch erhobt, und mit Worten ohne

Kunst der Schule, aber voll Geist der Menschheit, die Botschaft der Wahrheit der Welt verkündigtet; dann müßte jezt erst, da in Fichte sich das Bewußtseyn wissenschaftlich auf seine höchste Stufe erhob, Charaktergröße möglich geworden seyn, was mein Herz verschmähen würde zu glauben, wenn es auch mein Verstand mathematisch demonstrirte.

Nein; die Wissenschaft leitet nicht allein zur Grösse des Charakters, vielmehr ist die Schule eine Eisbahn, auf der so leicht der Lebensquell in uns vor Frost erstarrt, auf der so leicht der Fuß strauchelt, und der Mensch für immer fällt.

Könnte die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtrau'n, der leise mich warnt, dem Gesetze
Das du selber, Natur! mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?

Zu selten ist die Schule eine Wiege der Charaktergrösse, weit häufiger entspringt diese aus Unschuld und Religion. Jene Menschen,

die der Schule fremd eine Kraft in sich entwickelten, an der alle Naturkraft sich vergebens erschöpfte, sie waren groß durch die Reinheit ihres Herzens, und durch ihren unerschütterlichen Glauben an die Uebereinstimmung der Macht, die das Universum trägt, mit den innigsten Wünschen ihres Herzens. Sie hatten die Gränzen des Wissens nicht durchmessen, und sich die Verstandeseinsicht geholt, daß kein Heil im Wissen ist; sie hatten ohne theoretische Cultur die Kraft in sich erregt, mit der der Philosoph sich über das Wissen erhebt, und standen daher durch die Religion ihres Herzens auf derselben Höhe mit dem Philosophen, der aber erst einen Umweg dazu gemacht hatte, und sich dieses Umwegs deutlich bewußt war. Nur das Bewußtseyn dieses Umwegs unterscheidet jene Priester der Wahrheit von dem Priester der wahren Wissenschaft.

Diese durch Religion mögliche Charaktergrösse wird darum Niemand abgesprochen, dem bedeutender Rang in der Litteratur abgesprochen wird. Zwar ist diese religiöse Grösse nie ohne Geist, vielmehr spricht in den Worten solcher Männer die Kraft der Wahrheit immer herzergreifend; aber es könnte solchen Männern gar wohl, wie den Schriftstellern des neuen Testaments, an wissenschaftlicher Cultur, fehlen, und man könnte ihnen in so ferne einen

bedeutenden Rang unter den Gelehrten absprechen müssen. Dies fühlten auch jene Männer ganz wohl, und beschieden sich, in der Weisheit der Schule nicht umgethan zu seyn; aber der Geist, der in ihren kunstlosen Schriften lebt, spricht, auch in seiner Hülle von Bildern eines barbarischen Nationalgeistes, doch nach Jahrhunderten noch als Geist der Menschheit jedes Herz an.

---

Somit halte ich denn die Frage, die ich zu beantworten unternahm, für beantwortet. Gegen die Befugniß der Personal-Satyre kann in so weit gar nichts eingewendet werden, als diese sich in den Schranken der litterarischen Satyre hält, nur den Gelehrten trift, und nicht den Menschen. Ueberschreitet sie diese Schranken, so fällt sie in das bürgerliche Leben, und ist nach seinen Gesetzen zu beurtheilen. Diese Gesetze dürfen aber durchaus nicht der Gelehrten-Republik aufgedrungen werden, als in welcher blos Erkenntnißkräfte sich messen, deren Stärke blos in ihrer innern Consequenz besteht, und die ausser dieser Stärke kein Gesetz erkennen. Ob nun die Erkenntnißkraft sich direkter Beweise oder indirekter Angriffe durch Witz bediene, ist völlig gleichgültig, da beides Funktionen der Erkenntnißkraft sind, und alle Akten zu Beurtheilung eines solchen Streits dem Pu-

blikum zur beliebigen Einsicht vorliegen. Was etwa der Satyriker dem Gegner zufällig schaden könne, ob mehrere die Satyre lesen und verstehen, als das Werk ꝛc. ꝛc. und was dergleichen mehr ist, geht den Satyriker nichts an, weil Niemand für die zufälligen Folgen seiner Handlungen steht.

Noch eine Einwendung, daß man auch die ernsthafteste Sache persifliren, und also auch dieser dadurch schaden könne, ist eben so unbedeutend. Die ernsthafte Sache wenn sie gut ist, kann recht gut neben ihrer Satyre bestehen, und beide vertragen sich brüderlich, wie die Wahrheit und das poetische Spiel. Wen das leztere von der ersteren zuruckschreckt, an dem hat die Wahrheit überhaupt nichts verlohren. So zum Beyspiel hat Jean Paul in seinem Clavis Fichtiana, die Wissenschaftslehre zu satyrisiren gesucht. Ich bin gewiß, daß Fichte mit mir wünschen wird, der Versuch möchte besser gelungen seyn, und sich nicht blos auf die gemeine abgeschmackte Ansicht dieser Lehre stützen. Jezt enthält dieser Clavis blos ein paar Einfälle, die man lachend ließt; denn der Ernst des Verf. bei der Sache ließ ihn nie zu einem freien poetischen Spiele kommen. Eine wahre Satyre aber ließt sich immer, auch der Wahrheit gegenüber, die keinen Spott verdient, mit Vergnügen. So gefällt z. B. der Scherz über

die Philosophen alter und neuer Zeit in den Xenien mit Recht.

Was endlich die sogenannte Humanität betrift, die man den Schriftstellern aufdringen will, so gehört diese, wie oben gezeigt worden, nicht in das litterarische Leben, wo blos Erkenntnißkräfte einander gegenüber stehen. Im bürgerlichen Leben, wo sich Menschen und Bürger vielseitig berühren, muß ausser der Gränze, die das Recht zwischen den Bürgern absteckt, um die Freyheit eines jeden innerhalb einer bestimmten Sphäre zu sichern, allerdings auch eine ähnliche Gränze für die Menschen abgesteckt werden, damit keiner die Freyheit des andern vernichte. Diese Gränze ist es, die man Humanität des Umgangs nennt, und sie ist doppelt; nämlich: mich nicht hervorzudrängen, als wodurch der Spielraum der andern verengt wird, und diese zurückgedrängt werden; zweitens: andern Veranlassung zu bieten, sich selbst zu äussern. Daraus folgen denn mehrere Regeln des Umgangs, die ich hier nicht ableiten will; aber gegen Eine Consequenz will ich meine Theorie verwahren, die man vielleicht daraus ziehen möchte; wenigstens hört man sie oft im Leben als dreuste Anmuthung äussern. Man läßt häufig den Grundsatz hören, daß man alle, mit denen man umgeht, mit gleicher Würdigung behandeln müsse, oder daß man im Um-

gange nicht Gerechtigkeit üben dürfe. Diese Maxime mag für gewisse Zwecke der Klugheit (etwa eines Hofmanns) brauchbar seyn, wahr ist sie aber nicht. Denn jeder kann zwar verlangen, daß ich der Wechselwirkung mit ihm, die er mir anbietet, stehe, so weit sie für beide interessant seyn kann, oder so weit es Geschäfte des Lebens fordern; Niemand wird aber behaupten, daß ich affektiren müsse, mit allen Menschen in gleiches Verhältniß einer innigen Wechselwirkung kommen zu können, das heißt: daß ich alle mit gleicher Würdigung behandeln solle. Immer wird man mir gestatten müssen, den uninteressanten Menschen dem interessanteren im Umgange sichtlich nachzusetzen. Niemand kann mehr als Gerechtigkeit fordern, und wer nicht interessant ist, der werde es.

Noch einmal aber, und zum Schlusse wiederhohle ich es, wie man es auch aufnehmen mag: Humanität des Umgangs gehört zwar in das Leben, aber nicht in den litterarischen Verkehr; in diesem ist sie meistens ein Deckmantel der Schwäche.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhausen
Tel.: 08165/80121

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Jakob,

Über Fichte's Nikolai oder Grundsätze des Schriftsteller Rechts

Nürnberg 1801

Ph.pr. 1252 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042193-3